

# KOMMUNIKAZIE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZIE.DE

ABGABE KOSTENLOS

VIERTES QUANTAL 2009

AUSGABE 34



BILDUNTERSCHRIFTEN

◀ vorherige Seite: Cover von Alice Socal

Cover von: Mia Hague



# KOMMUNIKAZEE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZEE.DE

ABCABE KOSTENLOS

VIERTES QUARTAL 2009

AUSGABE 34



BILDUNTERSCHRIFTEN



# KOMMUNIKAZEE

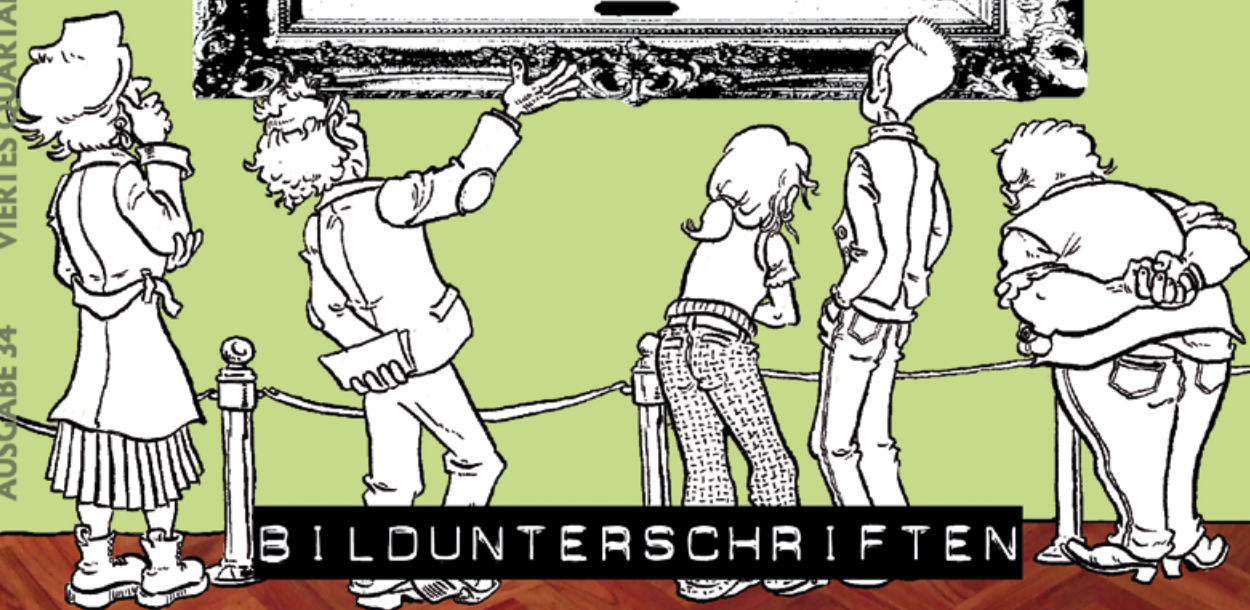
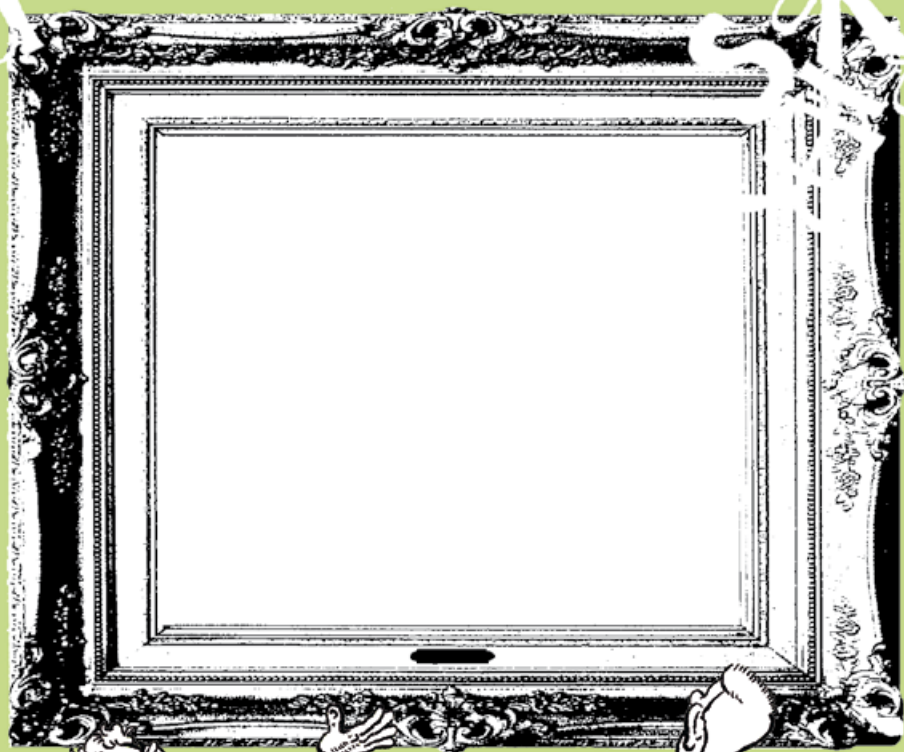
Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZE.DE

ABGABE KOSTENLOS

VIERTES QUARTAL 2009

AUSGABE 34



BILDUNTERSCHRIFTEN



# KOMMUNIKAZIE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZIE.DE

ABGABE KOSTENLOS

VIERTES QUARTAL 2009

AUSGABE 34



BILDUNTERSCHRIFTEN

The background of the poster is a blurred photograph of two people standing on a bridge at dusk. The sky is a deep blue, and the bridge's railing and cables are visible in the foreground. The overall mood is serene and artistic.

# 24. UNABHÄNGIGES FILMFEST OSNABRÜCK

**21. bis 25. Oktober 2009**

Lagerhalle | Filmtheater Hasetor | Haus der Jugend

# Inhalt

Ausgabe 34 / Viertes Quartal 2009



**ab Seite 4** BILDUNTERSCHRIFTEN Für die Titelrubrik der aktuellen Ausgabe drehen wir den üblichen Produktionsprozess mal schön auf links: Wo sonst unsere Autorinnen und Autoren zunächst ihre Texte schreiben, die dann eine Station weitergereicht und von unseren fleißigen Weihnachtselfen entsprechend illustriert werden, lassen wir dieses Mal unseren Künstlern freie Hand, und die Autoren müssen sich dann hinterher was Passendes ausdenken. Nicht zuletzt ist das auch endlich mal ein bisschen ausgleichende Gerechtigkeit. Außerdem entstehen so dieses Mal die Worte zu den Bildern – also sozusagen die *Bildunterschriften*... Wir wünschen eine spannende Lektüre!

**Seite 4** INTRO von Stefan Berendes  
**Seite 6** KRITIK DER REINEN VERNUNFT von Olker Maria Varnke  
**Seite 9** VOM SCHRECKEN von Michael Weiner  
**Seite 10** NEULAND von Stefan Berendes  
**Seite 12** SPUREN von Tobias Nehren  
**Seite 15** ISOLATIONSPLATTE DES JAHRES von Kalle Kalbhenn  
**Seite 16** GUTES GESPRÄCH von Urs Ruben Kersten  
**Seite 18** SPIEL UND SPASS von Frederik Vogel  
**Seite 20** HOPPIPOLLA von Kalle Kalbhenn  
**Seite 22** SCHEINPENISNEID von Judith Kantner  
**Seite 24** ICH SEHE WAS, WAS DU NICHT SIEHST... von Penelope Proust

**Seite 26** LOST & BROKEN, FOLGE 18 von Steffen Elbing

**Seite 28** DIE LÜCKE von Jörg Ehrnsberger

**Seite 30** SCHREIBEN WIE NEHREN von Finn Kirchner

**Seite 32** BOOT BOO HOOK von Kalle Kalbhenn  
So ganz hat Redaktionsmitglied **Kalle Kalbhenn** seinen geheimen Masterplan, die Kommunikaze im Stillen zum neuen Zentralorgan in Sachen Sex, Drugs & Rock'n'Roll zu machen, noch nicht aufgegeben. Deshalb lässt sich der sympathische Ostwestfale alljährlich für interessante Veranstaltungen akkreditieren, um dann unseren Lesern nahezubringen, wo sie eigentlich ihren Sommer hätten verbringen sollen. Dieses Mal hat Kollege Kalbhenn als kulturelles Filetstück das **Boot Boo Hook**-Festival im schönen Hannover ausgemacht.

**Seite 38** DIE LETZTE SEITE

# Intro

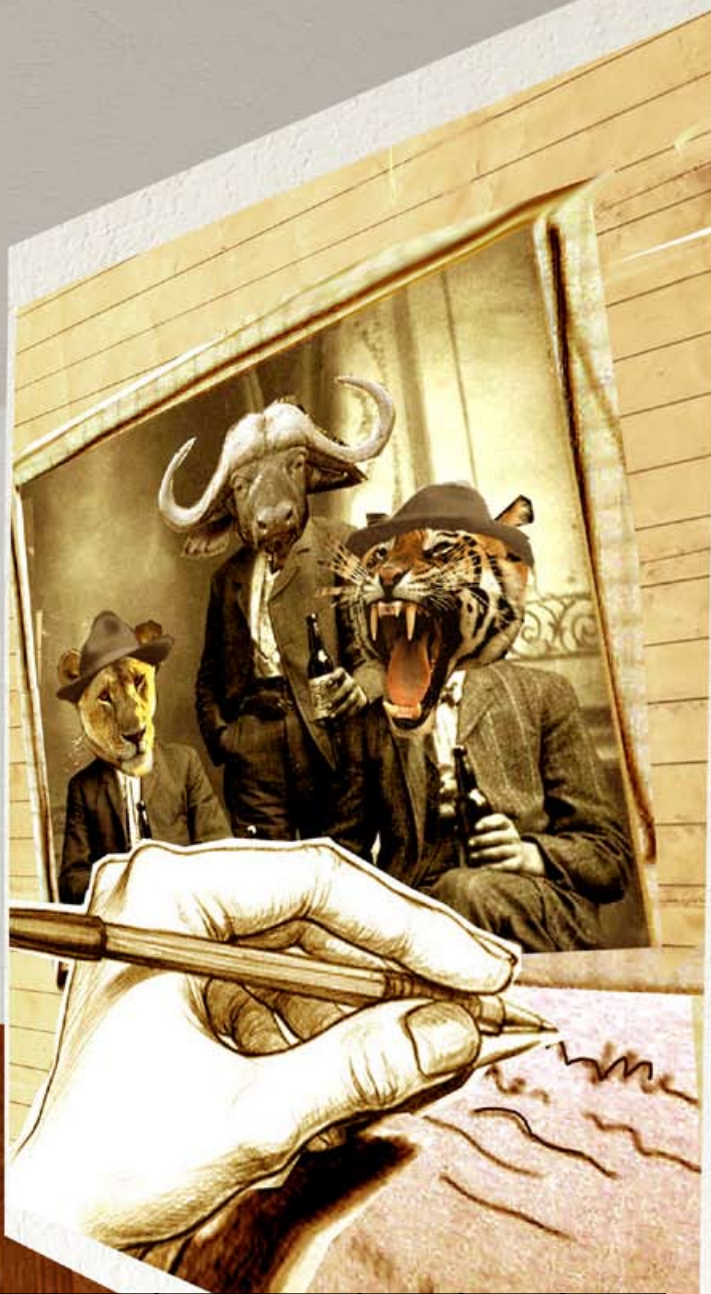
von Stefan Berendes



## BILDUNTERSCHRIFTEN

# BILDUNTERS

**A**m Anfang war das Wort, heißt es. Aber was, wenn es andersherum läuft? Wenn zuerst die Bilder da sind, zu denen dann die Worte gefunden werden müssen? Im Alltag kommt das ständig vor, da erscheint es nur logisch, dass auch die aktuelle Ausgabe der Kommunikaze die übliche Reihenfolge mal auf den Kopf stellt. Die Aufgabe ist klar: Jeder Autor bekam ein Bild, das zahllose Geschichten erzählen könnte. Eine davon - die „Bildunterschrift“ - galt es aufzuschreiben...



# SCHRIFTEN

MIT BEITRÄGEN VON:

Stefan Berendes, Olker Maria Varnke, Michael Weiner, Tobias Nehren, Kalle Kalbhenn, Urs Ruben Kersten, Frederik Vogel, Judith Kantner & Penelope Proust

ILLUSTRATIONEN VON: Christian Reinken, Mia Hague, Steffen Elbing & Alice Socal

# Kritik der reinen Vernunft

von Olker Maria Varnke | Illustration: Christian Reinken

Der vor der mächtigen Eichenholzpforte des altehrwürdigen Renaissanceschlosses derer von Schwarzen-Kackenhofen gelegene Innenhofgarten wurde von der goldenen Oktobersonne in warmes Licht getaucht. Der Schatten der Nussbaumrotunde, die den barocken Garten in südlicher Richtung abschloss und damit die Gleichförmigkeit des in seiner Gesamtheit den alten Gesetzen der Symmetrie folgenden Barockensembles durchbrach, reichte an jenem Herbsttag begünstigt durch den tiefstehenden Feuerball bis nah an das der ‚Schwarze Pfuhl‘ genannte Wasser, das den hinterpommerschen Freiherrensitz nach Osten hin begrenzte.

Freifrau Inkontinentia von Schwarzen-Kackenhofen, die seit dem Ableben ihres Gatten, Baron Bert, ein Witwendasein führte, saß, die Beine bedeckt mit einem Plaid, in ihrem Lehnstuhl im Schatten des Westflügels und nahm in Gesellschaft von Mathilde von Poppenhofen, der Äbtissin des auf dem nahen Steinberg gelegenen Kanonissenstiftes St. Albern, und dem örtlichen Kapellmeister Jacques Medioker den Nachmittagstee ein. „Hört hört! Hat sich die junge von Rammelsberg tatsächlich mit dem alten Major von Spieß verlobt. Hmmhmm“, hub die Äbtissin zum Gespräch an, als eine Kutsche vor das Anwesen fuhr und sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft geschlossen dem Fuhrwerke zuwandte. Heraus stieg der hochgewachsene Reservemajor Enno von Zitzen, der lange Jahre mit den Schwarzen-Kackenhofens befreundet war, seitdem er die Schlacht von Langensalza Seit an Seit im Dragonerregiment „Der alte Husar“ mit Baron Bert geschlagen hatte. Seit ihr Mann Bert mit Tode abgegangen, war bis heute jeglicher Besuch Enno von Zitzens ausgeblieben. Man begrüßte sich recht artig und überspielte die Verlegenheit, die zumindest Inkontinentia bedrückte, als sie den lang verschollen Geglaubten erblickte, mit ihm zu Tische saß und eifrig schwatzte, nicht ohne dass von Zitzen das Gespräch der Naturwissenschaft annäherte,

denn er war Mathematiker und hatte bedeutenden Anteil an der Entwicklung der preußischen Artillerie und schon bald sprach man von den mathematisch-technischen Erfordernissen eines Bombardements von Paris.

Nachdem Kapellmeister Jaques Medioker zum Abschied auf seiner Posaune den Badenweiler Marsch geblasen und die Zuhörer ihm andächtig Applaus gespendet, verabschiedete man sich, nicht ohne einen vielsagenden Blick Mathilde von Poppenhofens, die trotz ihrer erhabenen Stellung im Stift weltlichen Dingen gar nicht abgeschworen hatte. Inkontinentia und von Zitzen schritten zur schweren Eichenpforte hinüber und der Major sprach: „Es hat sich nichts verändert, Inkontinentia. Der Äbtissin Geschwätz ist ohne Belang, Mediokers Spiel nicht eben mittelmäßig, und Du bist noch immer bezaubernd.“ Inkontinentia aber drückte nur die Klinke der Eichenpforte, die nicht eben gleich nachgab und deren Tür schwerer als gewöhnlich sich zu öffnen lassen schien. „Sieben Komma drei Sekunden bis die Pforte offen steht. Du solltest sie ölen lassen“, sagte da von Zitzen ernst, worauf Inkontinentia ein Lächeln von sich gab. Man schritt gemeinsam den Saal mit den 24 Büsten ab, dessen Kreuzgratgewölbe einem Druck von 22,5 Tonnen pro pommerscher Quadratrute standhielt, stieg die 33 Stufen zum Gemache der von Schwarzen-Kackenhofens und öffnete in 2,4 Sekunden die Tür, wobei von Zitzen nicht nachließ die Witwe den Gang über mit mathematischen Hinweisen zu ergötzen.

Nachdem das Frühstück eingenommen, bat die stets höfliche Witwe den Reservemajor einen weiteren Tag zu bleiben, sie wolle den wieder goldenen Oktobertag mit einer Landpartie um den Schwarzen Pfuhl verbringen. Von Zitzen versprach’s recht artig: „Ein solch vorzügliches Angebot kann ich nicht ausschlagen, meine Teuerste, doch muss ich zu bedenken geben, dass uns der Weg um das Wasser wohl kaum mehr als 73 Minuten in Anspruch nehmen wird, sofern wir die Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit wählen.“ „Oh, Sie kennen meine Durchschnittsgeschwindigkeit? Ein wahrhaft mathematisches Genie sind Sie“, antwortete mit herausforderndem Tone Inkontinentia. „0,63 Meilen in der Stunde, meine Liebe“, entfuhr es triumphierend von Zitzen, „das liegt zwar unter dem Durchschnitt aller Preußen, aber ich erkläre feierlich, mich Ihnen anzupassen.“



ring

Walker Radius

Halber Pro

Mitteppok



Kaum waren die zwei nach 36,5 Minuten an das dem Anwesen gegenüberliegende Ufer gelangt, warf die Witwe ihr Taschentuch in den Pfuhl. Ein zarter Windhauch erfasste den weißen Stoff und trug ihn zwei Mannslängen vom Ufer entfernt auf die ruhige Wasseroberfläche, was Inkontinentia ausreichend Veranlassung gab, mit verspielt herausfordernder Mine den Reservemajor anzusehen. Von Zitzen, den das Verhalten seiner Begleiterin für kurze Zeit beunruhigt hatte, fühlte sich nunmehr bei seiner Ehre ergriffen, berechnete rasch die Dauer und den Kräfteverschleiß seines nötigen Schwimmeinsatzes und begab sich in das Nass. Als er das Taschentuch ergriffen, drehte sich Enno von Zitzen um und posierte triumphal gegen die halb freundlich halb mitleidig dreinblickende Witwe. Als der Reservemajor bis zur Hälfte im moorigen Grunde des Pfuhls versunken war, wandte sich Inkontinentia ab und gelangte in 36,5 Minuten zurück zum Haus, nicht ohne dem Major zuvor auf dessen leidvolle Erkundigung nach dem Grunde für sein nunmehr besiegeltes Ableben mitgeteilt zu haben: „Sie erinnern sich sicher an meinen verstorbenen Mann Baron Bert, Herr Major. Nun, er sprach immerfort von der Vernunft. Nur die Vernunft sei eine Kraft, nicht das Gemüt. Die Vernunft sei oberstes Prinzip! Ich habe ihn für seine Gefühllosigkeit verachtet und mich schließlich von ihm gelöst, so wie ich mich jetzt von Ihnen löse, Sie mathematisches Untier.“

In der Nacht erwachte die Witwe von dem zwölften Schlag der Glocke und vernahm vor ihrer Türe etwas schlottern, schlurfen und schlappen, wie der unsichere Gang eines alten Mannes, der just aus dem Schwimmbade gestiegen sein mochte. Endlich öffnete sich ihre Tür und langsam traten herein der verstorbene Reservemajor begleitet von Baron Bert. Ein kaltes Fieber er-

griff der Witwe Mark und Bein, sie zitterte wie Espenlaub und kaum wagte sie die Gespenster anzusehen. Sie sahen aus wie gewöhnlich, dieselben Uniformröcke und dieselben rationalen Gesichter: Nur waren Letztere etwas gelblicher als sonst und die Röcke waren feucht und von Schlamm bedeckt. Schwankend näherten sie sich dem Bette, und in seinem gewöhnlichen faden Tonfall sprach Baron Bert freundlich: „Fürchte Dich nicht, Inkontinentia, und glaube nicht, dass ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung Deiner Phantasie, wenn Du mich als Gespenst zu sehen glaubtest. Was ist ein Gespenst? Gib mir eine Definition! In welchem rationalen Zusammenhange stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft.“ Und nun schritt das Gespenst Baron Bert von Schwarzen-Kackenhofen zu einer Analyse der Vernunft, zitierte Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘, 2. Teil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, dekonstruierte dann den Gespensterglauben und bewies, dass es keine Gespenster gibt. Dabei wurde er hin und wieder unterbrochen von gewisperten Einwüfen eines sichtlich mit der Unsicherheit des Unerfahrenen ringenden Gespenstes von Zitzen, das auf die geringe Zeit hinwies, die für den Rückweg zur Verfügung stünde. Man könne nur eine Stunde wahren. Der Witwe unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, ihre Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Angst bedeutete sie Zustimmung bei jedem Satz, mit dem der spukende vormalige Gatte die Absurdität aller Gespensterfurcht bewies. Dieser aber dozierte mit solchem Überschwang, dass er wie beiläufig, statt seiner Taschenuhr, eine Handvoll Würmer aus der Rocktasche zog, diese aber seinen Irrtum vertuschend rasch wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das höchste...“, da schlug die Turmuhr eins, und die Gespenster verschwanden.

# Vom Schrecken

von Michael Weiner | Illustration: Mia Hague



Wenn nachts zu Dir der Schrecken kommt,  
Hilft kein Weinen, hilft kein Flehen,  
Sei nur ganz still und reg Dich nicht,  
Dann kann er Dich nicht sehen.

Er wird an Deinem Bettchen knien,  
Dann darfst Du gar nicht schwitzen,  
So riecht er Dich und er wird gleich  
Mit seinem Messer ritzen.

Er schneidet Deinen Bauch ganz auf  
Und kriecht in Dich hinein,  
Er wird für Dich und immer Dir,  
Dein eigener Schrecken sein.

# Neuland

von Stefan Berendes | Illustration: Christian Reinken

Der Himmel war so gelb wie der Schlick eines Seegrundes, aber da endete die Vertrautheit auch schon. Das war kein guter Tag. Die Dinge liefen eindeutig aus dem Ruder. Er wollte nach Hause.

Das erste Lebewesen an Land – diesen Augenblick hatte die Evolution wahrscheinlich anders geplant, dachte er bei sich. Als majestätischen Augenblick, in dem ein perfekt angepasster Organismus lässig durch die Brandung pflügen und dann, ohne seinen Schritt zu verlangsamen, in ein neues Zeitalter schreiten würde. Was er aber nicht wusste war, dass die Evolution im Grunde gar nichts plante. Niemals. Und deshalb war das Ende vom Lied nun: Er hier als Wasserbewohner, buchstäblich auf dem Trockenen. Ohne die passenden Erfahrungen, ohne die passenden Gliedmaßen, möglicherweise auch ohne die passende Lunge – das würde sich noch zeigen.

Dabei war der Tag bis dahin eher ereignislos verlaufen: *Business as usual* im Ordovizium. Und dann diese dämliche Wette. Was frühen Lungenatmern eben so einfällt, wenn es unter Wasser nicht mehr allzu viel zu tun gibt außer Paarung und Nahrungsaufnahme (dass es an Land auch auf lange Sicht nichts wesentlich Anderes zu tun geben würde, konnte zu diesem Zeitpunkt natürlich keiner wissen).

Jedenfalls hatte der Lungenfisch angefangen, ihn mit dummen Sprüchen zu provozieren. Dahinter steckte wohl irgendein Minderwertigkeitskomplex aufgrund fehlender Gliedmaßen, aber schnell hatte sich die ganze Sache hochgeschaukelt, ein Wort gab das andere, man wurde übermütiger und wollte den Gegner demütigen, und am Ende rief irgendwer - er konnte sich schon jetzt nicht mehr genau erinnern, wer es gewesen war - den verhängnisvollen Satz: „Ich wette, keiner von Euch traut sich da rauf!“

„Da rauf“, das hieß, an die Wasseroberfläche, und dieser Gedanke war derartig erschütternd, dass danach am Grund des Sees erst mal Stille angesagt gewesen war. Alle hatten wie gebannt nach oben gestarrt, auf diese allerletzte Grenze, durch die trübe ein paar Lichtstrahlen drangen.

Woher das Licht kam, mochte keiner sagen (oder sich auch nur vorstellen). Im Grunde wusste auch keiner, was jenseits der Wasseroberfläche lag. Dass da irgendetwas sein musste, das war auf metaphysischer Ebene allen Beteiligten irgendwie klar, nur waren sie sich nicht sicher, ob sich das Risiko, herauszufinden, worin dieses Irgendetwas nun genau bestand, tatsächlich lohnte.

Also hatten alle betreten auf ihre Flossen oder Tentakel (oder was ihnen die Evolution zu diesem frühen Zeitpunkt sonst noch so an Anhängseln mit auf den Weg gegeben hatte) gestarrt und dann verdruckste Entschuldigungen in ihre Bärte, Mandibeln oder Rüssel (auch hier war die Evolution schon vergleichsweise experimentierfreudig gewesen) geschelt, warum es gerade bei ihnen zeitlich besonders schlecht aussehe mit dem Vordringen in die Welt jenseits der Wasseroberfläche.

Und dann war etwas Merkwürdiges passiert: Statt in den Chor der Mutlosen einzustimmen und sich auf wichtige Geschäfte wie Nahrungssuche, Paarung oder Eiablage herauszureden, hatte er plötzlich eine neue Empfindung in sich gespürt, eine Wärme, die ihn ganz auszufüllen schien und einen seltsamen Drang zur Veränderung. Also hatte er sich noch ein letztes Mal umgeschaut auf dem Grund des Sees und hatte dann mit einigen kräftigen Schwimmstößen den Weg ans Ende der Welt angetreten. Die anderen hatten ihm noch nachgerufen, und der Lungenfisch hatte noch einen dummen Witz gemacht, aber das hatte ihn nicht aufhalten können. Er wollte mehr vom Leben, als der



Schlack am Grunde des Sees ihm bieten konnte.

Und nun also dies. Er schaute zurück auf die vertraute, leicht wogende Wasseroberfläche, unter der sein ganzes bisheriges Leben verborgen lag. Wie hätte er vorher wissen sollen, dass sie nicht nur das Ende der Welt markierte, sondern auch den Beginn einer anderen. Aber es war seltsam: Jetzt, wo er es wusste, konnte er sie nicht mehr so sehen wie zuvor.

Es war nun einmal wie es war. Er würde das Beste daraus machen müssen. Er fühlte etwas Mächtiges in sich heranreifen, einen Drang zu handeln, einen Zwang zur Vorwärtsbewegung, den er so noch nie zuvor verspürt hatte. Er würde der Situation angemessen reagieren, er würde sich diese neue Welt untertan machen, er würde alles nehmen, was sie ihm zu bieten hatte. Er war der Meister seines eigenen Schicksals, und der Rest seines Lebens begann genau jetzt!

Er straffte sich - soweit das ohne voll entwickelte Wirbelsäule möglich war - und räusperte sich. Das dabei entstehende Geräusch klang allerdings nicht besonders heroisch und schicksalsschwanger. Es klang, genauer gesagt, in etwa wie „Äfäf!“

Mühselig schleppte er sich landeinwärts in ein neues Erdzeitalter. Schon nach 50 Metern tat ihm alles weh, und er kriegte zu wenig Luft. Irgendwie bezweifelte er, dass die ganze Sache allzu gut ausgehen würde...

Es sah alles nach einem ziemlich beschissenen Anfang aus.

# Spuren

von Tobias Nehren | Illustration: Mia Hague

Hinter ihm ein Tag wie ungezählte andere. Mit leerem Magen voller Frust und Trauer und Wut und Ohnmacht, schließt er die Tür seiner Wohnung auf und tritt hinein. Vor ihm eine Wohnung wie viele andere und ein Abend wie immer. Er beschließt dies jetzt zu ändern und nimmt sein Herz in die Hand. Heute Abend wird er ein anderer werden. Ohne den Kopf zu drehen, hängt er die Jacke rechts an ihren Haken in der Wand und streift routiniert die Schuhe von den Füßen, ohne die Schnürbänder zu öffnen, um sie dann nach kurzer Überlegung doch wieder anzuziehen. Das Arbeitszimmer betretend beginnt er.

Nach kurzer Suche findet er den Pizzabestellschein und bestellt daraus eine Pizza Salami mit extra Salami und extra Käse. In dem festen Glauben, dass es erstens seine letzte Mahlzeit sein wird und dass sie zweitens wird vorhalten müssen, weil auf ihn eine Menge zäher, harter Arbeit wartet.

Noch einmal schlägt er den zerlesenen und abgegriffenen Lernetatlas der Anatomie auf und liest auf einigen Seiten, die bereits mit neongelben Merktzetteln markiert sind, einige Details nach. Vor allem die Lage und Anordnung der Gedärme machen ihm durch ihre verschlungene Struktur und vor allem durch den Gestank, der beim Zerlegen des Intestinums entstehen soll, Sorgen.

Sich daran erinnernd, dass jedes Leiden und jedes Problem, das sich ihm in den Weg stellt, sein Werk nur größer machen wird, geht er noch einmal in die Küche. Er sammelt aus der unteren rechten Schublade, die schon seit zwei Jahren klemmt, deren Reparatur er aber immer wieder vergessen oder verschoben hat, eine 100 Watt Glühbirne ein und greift sich den Messerblock, den er und Pauline zur Hochzeit bekommen haben. 16 glänzende Edelstahlklingen als stete Manifestation ihres Schwurs, sich bis an den Tod

aneinander zu binden. „Ironischerweise“, so denkt er, „werden genau diese 16 glänzenden Edelstahlklingen es sein, die diesen unsäglichen Bund zerschneiden werden.“ Während er dies denkt, legt er die Messer auf den Wohnzimmertisch, den sie monatelang ausgesucht haben und der ihnen dann fünf Minuten lang den Glauben geschenkt hat, dass sie sich etwas fürs Leben angeschafft hätten, etwas, das zu ihnen passt. Als er die Messer platziert, wie ein Maler seine Pinsel, wird ihm nochmals bewusst, was er zu tun im Stande ist. Und während er mit ruhiger Hand die extrastark leuchtende Glühbirne in die Fassung dreht, macht sich in ihm ein Gefühl breit, das er, wenn er sich recht erinnert, das letzte Mal zu Studienzeiten hat erfahren können. Das Gefühl, etwas für *sich*, etwas Bleibendes, zu tun, das nicht im Orbit zwischenmenschlicher Ignoranz verloren geht.

Die Vorbereitungen abschließend setzt er sich, die Pizza verspeisend, in den Wohnzimmersessel. Er erwartet Paulines Kommen. Nachdem eine halbe Stunde vergangen ist, hört er ihren Schlüssel in der Wohnungstür. Pauline kommt. Sie schließt die Tür auf und betritt die Wohnung. Die Stolperfalle funktioniert vorbildlich und überrascht Pauline wie geplant. Sie fällt. Er muss nur einen Schritt über seine auf dem Bauch liegende, benommene Ehefrau tun. Er fasst ihren Kopf von hinten an den kurzen dunklen Haaren, und die 20 Zentimeter lange Edelstahlklinge gleitet einmal quer über den Hals. Das Messer dringt tief in ihr Fleisch, durchtrennt Hauptschlagadern und zerschneidet den Kehlkopf, wobei etwas Luft entweicht und andeutet, dass in diesem Moment das Leben aus Pauline flüchtet. Die junge Frau leidet nicht. Rotes Blut rinnt dickflüssig auf den hellen Dielenboden. Dort bildet es zunächst eine kleine Pfütze, um dann in einem kleinen Bach dem winzigen Gefälle des Bodens zu folgen und sich an der Fußleiste des Flures in einem roten Tümpel zu sammeln.

Pauline ist sofort tot. Und er empfindet nichts. Nur das warme Gefühl der Befriedigung, das sich von seiner Magengrube ausgehend bis in den letzten Winkel seines Körpers ausbreitet. In den kommenden Stunden beginnt er, systematisch seinen Plan in die Tat umzusetzen. Er zerlegt Pauline in einzelne Glieder, trennt Haut von Fleisch, Fleisch von Knochen, Sehnen von Muskeln, Muskeln und Muskeln von Fett. Das wenige Fett, was an Pauline ist, legt er pedantisch in



einem Plastikbecher. Er entwirrt ihre Eingeweide und trennt voneinander, was voneinander zu trennen er im Stande ist. Geschick ist er dabei und mit einer ruhigen Hand treibt er sich voran. Jedem Teil von ihr, den er in den vergangenen Jahren zu hassen begonnen hat, widmet er sich ausgiebig. So der Zunge, mit der sie stets den Rand der Kaffeetasse abgeleckt hat, nachdem sie sie von den Lippen abgesetzt hat, um den nutzigen Lippenstift zu entfernen, der seine Spuren auf dem Porzellan hinterließ. Auch die Finger, mit denen sie sich in der Nase bohrt, wenn sie glaubte, unbeobachtet zu sein, trennt er einzeln von der Hand. Zwischenzeitlich ist er selbst verwundert, dass ihn während der stundenlangen Prozedur nie Ekel überkommt oder das Gefühl, etwas falsch zu machen. Stattdessen arbeitet er sich systematisch von außen nach innen und von unten nach oben, stets gegenwärtig und stets seinen Plan im Blick.

Dies soll kein Mord sein oder gar ein Gewaltverbrechen, das die Nachwelt als Ventil für eine gescheiterte Existenz würde deuten können. Diese Nacht ist sein Moment, sein Vermächtnis. Seine Nacht, in der er etwas Bleibendes schafft, das ihm niemand wegnehmen kann. Er will ein Gemälde der Perversion in die Gegenwart malen, dessen Legende eine blutige Spur erzeugt, die sich weit in das kollektive Bewusstsein zukünftiger Generationen ritzt. Eine Legende, die den Menschen so unbegreiflich sein soll, dass man niemanden dafür verantwortlich machen kann, außer ihn allein. Eine Legende, die ob ihres Ausmaßes an Greuel niemand verstehen kann. Immer, wenn jemand bei einem Gespräch auf kalte Gewalt oder die Grenzen menschlicher

Fähigkeiten zu sprechen kommt, sollen die Gedanken der Gesprächspartner blutige Bilder seines Werkes auf die Leinwand ihres Bewusstseins werfen. Dies ist das Werk, welches er hinterlassen will. All die Schweine dort draußen sollen sich so an ihn erinnern. Sein Werk, seine Spur, die er in die Welt setzt, um darauf zu verweisen, dass er existiert hat.

Er unterbricht kurz und geht auf die Toilette, wo ihn die Erschöpfung des Tages übermannt und er auf der Klobrille sitzend einnickt. Den Kopf im Nacken, den Mund geöffnet, läuft ihm ein Faden dickflüssigen Speichels die Wange hinunter und fällt ihm schließlich auf den Hals. Die langsam erkaltende Flüssigkeit und ein Geräusch, das aus der Wohnung stammt, wecken ihn auf. Er schreckt hoch, denkt an Pauline und fühlt Reue und Mitleid. Ist vollkommen befreit von seinem Rausch und desillusioniert von seinem Plan und wünscht sich an Paulines Haut. Wünscht sich ihre warme Hand in seiner und wünscht sich den Anblick ihrer Zunge, die die Kaffeetasse vom Rest ihres Lippenstiftes befreit.

Er verlässt das Badezimmer. Vor ihm steht Pauline. In der einen Hand hält sie die vor wenigen Augenblicken von ihm schreibmaschinengetippten Seiten Papier und in der anderen Hand eines der 16 glänzenden Edelmesser, die sie zur Hochzeit bekommen haben. In ihrem Gesicht ein kalter Blick aus zerriebenen, verweinten Augen. Noch ehe er ein Wort der Erklärung verlieren kann, wird sein Blick trüb und leer. Denn Pauline schiebt ihm die glänzende Edelmesserklinge über dem Solar Plexus hindurch am unteren Rippenbogen vorbei direkt in die rechte Herzkammer, worauf seine Kardia ihre Arbeit einstellt und er einfach stirbt.

# Isolationsplatte des Jahres

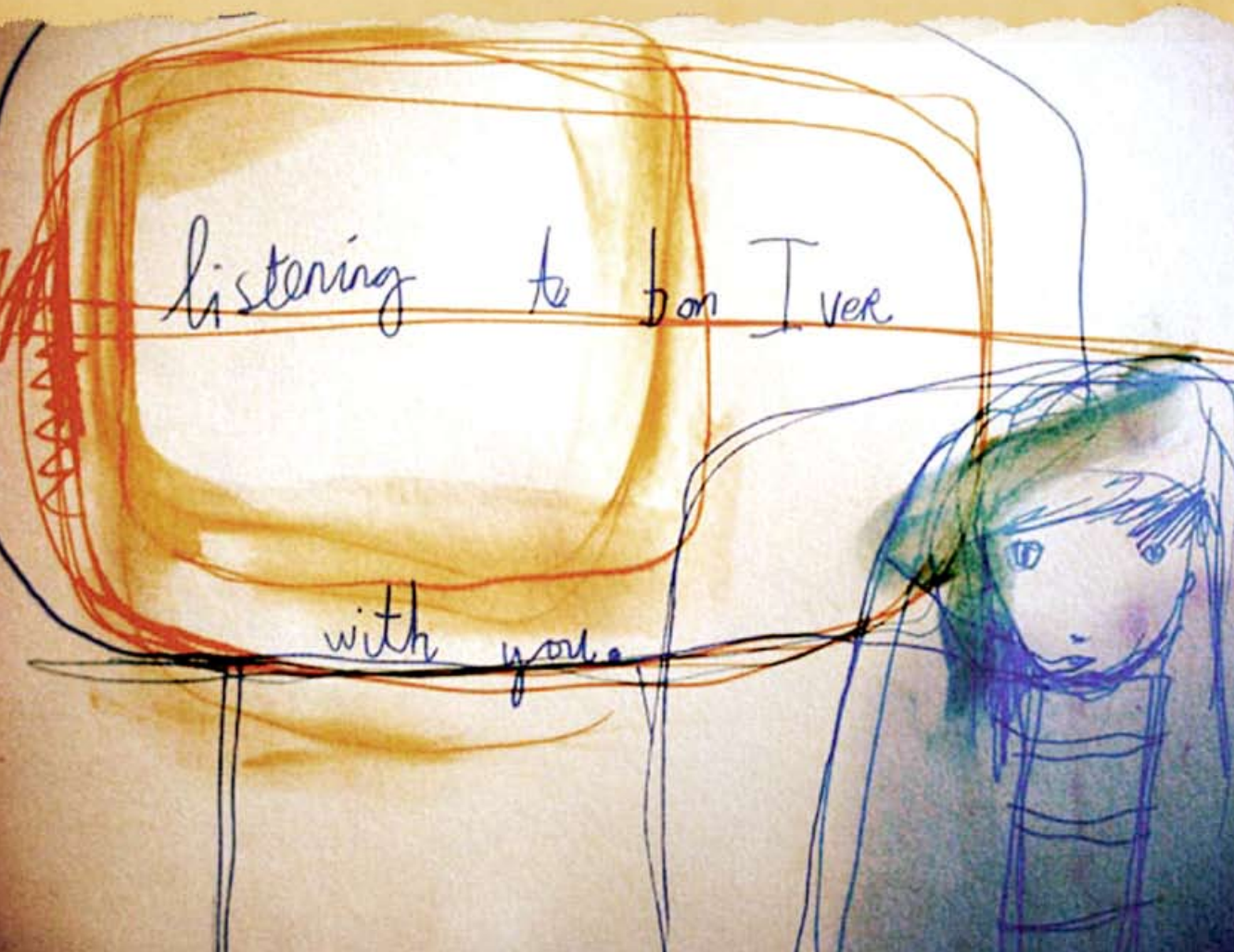
von Kalle Kalbhenn | Illustration: Mia Hague

Du und ich betreten den Saal,  
ein lautes Stimmengewirr,  
wir wissen nicht.

Und wir ahnen nicht  
und warten  
in Ungewissheit

Die Band betritt unsere Welt,  
eine Flasche fällt geräuschlos,  
wir beginnen zu ahnen.

Ab jetzt immer wieder,  
denn wir wissen:  
Ich höre von Iver mit Dir.



# Gutes Gespräch

von Urs Ruben Kersten | Illustration: Christian Reinken

**A** Iso“, sagte ich. „Du musst dir das ungefähr so vorstellen: Die Geschichte der Menschheit unterteilt sich grob in drei Phasen. Die Urzeit, die agrarische Phase und die industrielle Phase. In der Urzeit gab es weder Nationen, noch Nationalismus, noch vornationale Strömungen, so genannte Protonationalismen. Im Verlauf der agrarischen Phase gab es dann erste Entwicklungen, die wir als Vorläufer des Nationalismus werten können. Zum Beispiel die Verallgemeinerung der Sprachen im Zuge der Verbreitung des Buchdrucks und der Zentralisierung. Manche sehen auch in religiösen Bekenntnissen eine protonationale Ebene, das ist aber nicht so richtig treffend. Wichtig ist jedenfalls, dass auf Protonationalismus nicht zwingend Nationalismus folgt. Das heißt beispielsweise, dass eine Gemeinschaft, die die gleiche Sprache spricht, nicht automatisch zu einer Nation wird. Zwischen Protonationalismus und Nationalismus kann eine Verbindung bestehen, muss aber nicht! Okay?

Als einer der wichtigsten Aspekte bei der Entstehung des Nationalismus wird von vielen ja auch tatsächlich die Sprache angesehen. Schon Herder hat behauptet, dass ein Volk bzw. eine Nation sich über eine gemeinsame Sprache definiert. Dies tat er allerdings in einer Zeit, in der von einer Deutschen Sprache noch lange nicht die Rede sein konnte. So ein toller Hecht war der Herder dann doch nicht, dass er das richtig überblickt hätte. Macht aber nichts, denn zum ausgehenden 18. Jahrhundert gab es ja auch noch keinen Deutschen Staat, worauf sollten sich die Deutschen auch berufen, wenn nicht auf kulturelle Gemeinsamkeiten? Jedenfalls gab es vor der Sprache auch schon andere Faktoren, die als Legitimation für die Bezeichnung von bestimmten Gemeinschaften als „Nation“ angesehen wurden. Die Deutungen gingen da über die Jahre ziemlich weit auseinander. So wurden früher Berufsgruppen als Nationen bezeichnet, z.B.

die „Nation der Kaufleute“. Aber auch die Studenten wurden im 17., 18. Jahrhundert als Nation bezeichnet. Später setzte sich die revolutionäre französische Definition durch, in der „Nation“ sich in etwa mit „Staatsbürgerschaft“ deckte. Ähnlich sahen das auch die Nordamerikaner, wen wundert's, die hatten ja bis auf ihr Territorium überhaupt keine Gemeinsamkeiten. Von Ethnie und Sprache war in diesen ursprünglichen Vorstellungen von Nationalität auf jeden Fall noch nicht die Rede. Franzose war, wer sich zum Franzosendasein bekannte. Gegebenenfalls musste die Landessprache bzw. Hochsprache noch gelernt werden, das war alles. Überhaupt war die Sprache lange ein Faktor, der der Abgrenzung nach innen diente, nicht der nach außen. Der Adel sprach eine andere Sprache als der Pöbel. Bauern verständigten sich in ihrem regionalen Idiom, welches ein paar Kilometer weiter unter Umständen gar nicht mehr verstanden wurde, selbst wenn der dortige Dialekt zum gleichen Sprachstamm gehörte. Genauso wie mit den Leuten aus dem tiefsten Bayern, die versteht heutzutage anderorts immer noch kein Schwein, Klischee hin oder her.

Die Sprachen der Aristokratie waren ja in der Regel Latein und später Französisch. Friedrich der Große zum Beispiel wollte ja vom Deutschtum als solches überhaupt nichts wissen, genauso wie Goethe. Letzterer hat ja angeblich mal gesagt, dass der Deutsche für sich sogar zu blöd sei, sich die Schnallen an den Schuhen selbst zuzumachen, oder so ähnlich. In den osteuropäischen Königshäusern jedenfalls wurden häufig auch deutsche Dialekte gesprochen, während das Volk sich auf Tschechisch oder Polnisch oder sonstwas unterhielt. Trotz dieser Einschränkungen, hatte der Siegeszug des Nationalismus aber tatsächlich was mit der Sprache zu tun! Seit der Erfindung des Buchdrucks gewannen Landessprachen immer mehr an Bedeutung. Der Markt für lateinische Literatur war schnell gesättigt, nur eine dünne Schicht Gebildeter verstand überhaupt Latein. Den Gesetzen des Markts folgend - denn bei der Verbreitung des Buchdrucks handelt es sich tatsächlich um ein früh- bzw. vorkapitalistisches Phänomen - mussten neue Käuferschichten erschlossen werden. Und dies konnte nur geschehen, indem Bücher in verallgemeinerten Landessprachen verlegt wurden. Ein frühes Beispiel für diese Praxis ist die Lutherbibel. Luther kann mit Recht als einer der ersten Bestsellerautoren der Geschichte bezeichnet werden, seine Bücher wurden

gekauft, ohne dass die Leute vorher eine Ahnung vom Inhalt hatten. Im Zuge dieser Entwicklung vollzog sich die Verallgemeinerung der Sprachen, die gezielte Schaffung von Hochsprachen.

An diesem Punkt knüpft auch das Prinzip der Zentralisierung der politischen Macht an. Hatte diese Entwicklung im 18. Jahrhundert schon eingesetzt, so war das 19. das Jahrhundert des modernen Staats. Bürokratie und Verwaltung wuchsen ins Unermessliche, es bedurfte einer Verwaltungssprache um das neue System umzusetzen. Die Alphabetisierungsrate stieg rapide an, denn zur Ausübung vieler Berufe war inzwischen die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nötig. Und hier vermuten manche die wahre Keimzelle des modernen Nationalismus, im Kleinbürgertum. Diese neue Schicht war tief verunsichert. Ihr Status war nicht gefestigt, sie verfügte über keine Titel und keine Mittel, das Abgleiten ins Proletariat drohte. Alles, was diese Menschen hatten, war ihre Sprache, sie war ihr einziges Kapital. Waren die frühen Trägerschichten des Nationalismus Intellektuelle, Künstler und junge Adelige, so verbreitete sich die neue Ideologie jetzt unter den Bürgerlichen. Hier gedieh sie, entledigte sich größtenteils ihrer aufklärerischen Ideale und

verbreitete sich auf alle Schichten und auf alle Regierungsformen. In gewisser Weise ersetzte der Nationalismus die Religiosität, er verkündete von nun an das Heil, jeder hatte eine Vorstellung von seiner Nation, obwohl er ja sein Lebtag nur einen Bruchteil der Mitglieder dieser kennen lernen würde. Deswegen nennen wir die Nation auch eine vorgestellte Gemeinschaft (imagined community), denn sie existiert gar nicht wirklich, sondern nur in unserer Vorstellung und auf dem Papier. Naja, im Zuge des Ausbaus der Informations- und Transporttechnologien verbreitete sich der Nationalismus rasant. Mal war er ein Kind der Liberalen, der Linken, der Rechten, dann wieder der Linken und so weiter. Was in seinem Namen so alles angerichtet wurde wissen wir ja. Und was da noch kommen wird, werden wir sehen. Tja, soviel dazu.“

–„Aha. Und was hat das jetzt mit bunten Tikimonstern aus dem Weltall, die die Erde angreifen, zu tun?“

„Nichts, aber ist doch eine total spannende Thematik!“

–„Naja.“



# Spiel und Spaß

von Frederik Vogel | Illustration: Steffen Elbing

**N**eulich war ich noch mal in einem dieser Freizeitparks. Ein Spaß für Jung und Alt. Eher für Jung, obwohl man sich grade in wirtschaftlich schweren Zeiten redlich Mühe gibt, auch Alt eine Portion Spaß zu bereiten. Die Dinger besucht man nicht, ohne gewisse Standards zu wahren. Ohne Bollerwagen hat man nichts zu melden. Softdrinks, Süßkram und in aller Herrgottsfrühe vorgeschmierte Bütterchen gehören zum Basispaket, ohne kommt man vermutlich nicht mal mehr rein in die bunte Erlebnishölle.

Der Trek setzt sich zu unchristlicher Zeit in Bewegung, 35 € Eintritt lohnen sich nämlich nur, wenn man die vollen 12 Stunden auskosten kann. An der Pforte gibt's direkt die erste Drängelei, ich sehe es als ein Warm-Up für die bevorstehenden Schlangen vor der Holzachterbahn (Eurasiens Größte!). Da wollen alle rein, den Park verlässt man nicht, ohne auf diesem Teil gefahren zu sein. Das schickt sich nicht.

Ich lasse es ruhig angehen, links kann man Enten angeln – das will ich gerne noch mal machen. Gewinne einen medizinballgroßen Crazy Frog. Schönen Dank, wie viel es da wohl bei E-bay für gibt? Erster Unmut macht sich unter den älteren Besuchern breit, die Megaphone aus den Dickichten der Begrünungsanlagen trichtern uns ein, dass die Elvis-Show auf der Waldbühne erstmal aus dem Tagesprogramm gestrichen wurde. Schade drum, der Imitator wurde als der „Beste Europas“ angekündigt.

Ich stelle mich beim „Freien Fall“ an, man wartet 30 Minuten. Das scheint mir legitim, ich rede mir ein, dass ich mich im Qualifying für die Holzachterbahn befinde.

32 Minuten später muss ich mich ziemlich beeilen, irgendwie will die Leberwurstschnitte wieder raus. Nach kurzer Zeit habe ich mich aber wieder gefangen, die Holzachterbahn muss noch warten, der riesige See mit der Piratenwelt reizt mich zur Zeit noch am ehesten, am Ende eines Nebenwegs entdecke ich einen Stand der Gesellschaft zur Förderung deutscher Literatur. Sie haben einen Goethe dabei, der Alt,



vermutlich aber vor allem Jung für Vers und Prosa begeistern soll. Ein bierbäuchiger Familienvater in Muskelshirt registriert den Überraschungsgast und beantwortet die Frage seiner Gaby, wer denn das sei, knapp mit: „wer soll das schon sein? Einstein natürlich!“

Was schon in der Schule nicht zieht, klappt zwischen Westernstadt und Rio-Grande-Wildwasserbahn erst recht nicht. Mitleidig wende ich mich ab, ich wollte ja zu den Piraten.

Originalgetreu haben sie das Areal gestaltet, wobei sich mir die Frage stellt, was in diesem Zusammenhang „original“ ist. Sie sehen zumindest aus wie bei Asterix. Die Show ist pyrotechnisch auf dem aktuellen Stand, ich glaube allerdings, dass das Schiff auf Schienen fährt. Das trübt die Piratenfreude etwas, wie ich finde.

Die Parkleitung ist besonders stolz, uns ihren neuesten Themenbereich vorzustellen. Seit längerem versuchen sie, markante architektonische Meisterwerke aus aller Welt detailgetreu nachzubilden (Stichwort: Alt). Die verbotene Stadt gibt es schon, in Planung ist New Orleans, jetzt wird aber erstmal Venedig eröffnet. Chapeau! Alles ist, wie ich es mir vorstelle. Kann ich also abhaken auf der Liste der Städte, die ich gerne mal besuchen möchte.

Vor der Holzachterbahn steht ein Schild, das eine Wartezeit von 2,5 Stunden ankündigt. Da warte ich lieber noch ein bisschen und gucke mich weiter um. Ein Tor zum Backstagebereich des Parks steht offen, ich schleiche mich herein und spioniere ein wenig herum. Hinter den Kulissen sieht es aus wie in Teilen der Bronx in Mafia-Filmen. Es dauert aber auch keine zehn Minuten, bis mich ein bärtiger Mechaniker im Hausmeisterblau darauf hinweist, dass ich mich im „nicht-öffentlichen Teil“ des Parks befinde. Ich gehe wieder zurück zu den gut gelaunten Familien.

Leider sind es noch vier Stunden bis der Park schließt, also suche ich mir eine mehr oder weniger ruhige Ecke und lege mich hin. Jetzt ein Nickerchen tät gut. Hoffentlich verarbeite ich den ganzen Mist nicht sofort im Traum...



# Hoppipolla

von Kalle Kalbhenn | Illustration: Christian Reinken


In der Air France Maschine von Montevideo nach Buenos Aires beschloss Schulze, nur noch Elektrofunk aus Beirut zu hören. Er hatte gelesen, dass Beirut gerade total boomt und dass besonders die Musikszene ganz phantastisch ist. Zu diesem Zeitpunkt wusste Schulze weder, wie er an Elektrofunk aus Beirut kommen sollte, noch, warum er nach Buenos Aires flog. Letzteres würde sich vor Ort ergeben. Das mit dem Elektrofunk vielleicht auch. Nach diesem Prinzip pflegte Schulze zu reisen.

Der Flug verlief ruhig, die Flughöhe interessierte niemanden, nur den Piloten, und der war gerade eingeschlafen. Schulze blätterte gelangweilt im Bordmagazin, irgendwann kam die Stewardess an seinen Platz und wollte wissen, was er trinken möchte. Eine Frage, die Schulze nicht aus dem Stehgreif beantworten konnte. Um Zeit zu gewinnen, erkundigte er sich nach der Auswahl alkoholischer Getränke. Dass er Alkohol trinken würde, war sicher, wusste er doch seit dem Flug von Valletta nach Moskau, bei dem er neben einem ukrainischen Theaterregisseur gesessen hatte, das angenehme Gefühl zu schätzen, stark alkoholisiert in einer völlig fremden Stadt anzukommen. Das Gefühl, wenig später in der Hauptrolle einer Neuinterpretation von Dantes Göttlicher Komödie auf der Bühne des Staatstheaters zu stehen, in einer Sprache, die er nicht verstand, war eine andere, davon unabhängige Frage. Er bestellte das mexikanische Bier Corona und dazu einen Makers Mark, einen charakterstarken Bourbon, den er einmal an der amerikanischen Ostküste getrunken hatte.

Schulze blätterte also im Bordmagazin und trank dazu das amerikanisch/mexikanische Herrengedeck, als er über einen Artikel stolperte, der die Attraktivität des Reiselandes Schweden thematisierte. In Schweden hatte seine Reise vor über dreißig Jahren begonnen:

*Schulze las Anfang der 1970er einen Satz von Thomas Bernhard: „Im deutschsprachigen Raum, also in Deutschland, ist es furchtbar. Die Schweiz ist das aller ärgste, dort möchte ich nicht angemalt sein. Das Ideale ist weit weg, weit weg und in einem Hotel.“ Schulze fand den Bernhard-Satz ziemlich gut, er packte seine Sachen und begann eine Reise, auf der er sich noch heute befindet. Seine erste Station führte ihn in die mittelschwedische Universitätsstadt Uppsala. Er begann das Studium der Bildhauerei, denn wie sagt ein alter Satz: Skulpturen sind die besten Freunde des Menschen in der Not.*

*Wie von Thomas Bernhard empfohlen, wohnte Schulze in einem kleinen Hotel, dass er sich eigentlich nicht leisten konnte, deshalb immer sagte, er würde die Miete im nächsten Monat zahlen, was er dann nie tat. Schulze machte sich schnell einen Namen, die Leute sprachen ehrfürchtig von Schulzes Skulpturen, die von höchster Detailverliebtheit waren, doch so sehr sich Museen und Sammler auch bemühten, bis zum heutigen Tage konnte niemand eine Skulptur aus den Händen von Schulze akquirieren. Nirgendwo auf der Welt gibt es eine Skulptur von Schulze anzusehen, denn zu Schulzes Verständnis von Kunst gehörte, damals wie heute, dass das Werk den Künstler nicht überdauern darf. Irgendwann, so sagte er immer, würde sowieso alles kaputt gehen; Städte, Bücher, vielleicht die Erde und mit ihr die Menschen, aber auf jeden Fall Häuser, Bilder und eben auch Skulpturen. Diesen Kreislauf wolle er selber schließen, das würde zu seiner Aufgabe als Künstler gehören, das könne er keinem anderen überlassen, auch nicht der Natur oder dem Fluss der Zeit. Diese Philosophie, die in letzter Konsequenz die Selbsttötung beinhaltete, hatte zur Folge, dass Schulze tagelang regungslos vor seinen Skulpturen saß und sein Werk betrachtete. Dabei überlegte er, wie er es wieder kaputt*



*machen könnte. Schulze lud in regelmäßigen Abständen dazu ein, seinen Zerstörungszeremonien beizuwohnen. Anfangs kamen nur die engsten Freunde und sein Psychologe, irgendwann kamen die Zuschauer auch aus Stockholm und Göteborg angereist. Manchmal wurde Schulzes Zerstörungswut von einem Sinfonieorchester begleitet. Manchmal saß Ingmar Bergman im Publikum. Sie alle wollten sehen, wie Schulze seine Skulpturen kaputt machte, wie er sie zerhaute, zerstückelte, zerbröselte, sie zerlegte, zerschredderte, zersägte, sie zerschmetterte, zerhackte, wie er den Kreislauf schloss.*

Schulze hatte lange nicht mehr an diese Zeit gedacht. Vieles war in der Zwischenzeit passiert, aber diese Erinnerungen machten ihn glücklich, und Schulze bekam eine Ahnung davon, was er in Buenos Aires tun würde. Er legte das Bordmagazin beiseite und orderte ein Hefeweizen, ein Getränk, dessen Primitivität er nur in einer Air France Maschine zu ertragen im Stande war. Noch vor dem Landeanflug würde er sich übergeben müssen. Wie damals im Indischen Finanzministerium.

# Scheinpenisneid

von Judith Kantner | Illustration: Mia Hague

Die Auswüchse der „gender studies“ haben oftmals einen unfreiwilligen Humor.

Als Beispiel betrachten wir eine Studie über Tüpfelhyänen (*crocuta crocuta*) im Serengeti-Park. Denn bei den Hyänen regieren die Frauen! Allerdings sehen sie aus wie Männer, sind brutal und tragen einen „Scheinpenis“ - eine stark vergrößerte Klitoris, die aus dem Körper ragt. Der Scheinpenis verhindert durch seine Position, dass Männchen sich ohne das Einverständnis der Partnerin paaren können. Das macht die Männlichkeit müde und raubt den Hyänenherren ihre im Naturell verankerte, einzige Gabe: ruppig aufzutreten.

Annäherungsversuche unter Hyänen kann man sich vorstellen wie bei Hunden. Sie beschnüffeln sich und lecken einander. Aggressive Männchen dagegen nähern sich den Weibchen, indem sie sie anspringen und nach ihnen schnappen.

Die besagte Studie zeigte: Keinem der extrem aggressiven Männchen gelang es, Nachwuchs zu zeugen. Weibliche Hyänen schicken unliebsame Verehrer in die Wüste. Ganz anders dagegen bei den freundlichen und bevorzugt jungen Männchen. Fazit: Hyänen-Weiber stehen auf Softies und nicht auf Machos und geben den Ton im Rudel an. Meine Lieblingsregel aus der Hyänenwelt zum Schluss: Das ranghöchste Männchen ist dem rangniedrigsten Weibchen nachgeordnet.

Soweit so gut. Wäre ich jetzt eine Feministin würde ich sagen, jo Männer, seht an, seht an: Bei den Hyänen ist die Welt noch in Ordnung. Außerdem würde ich an totem Scheinpenisneid jämmerlich zugrunde gehen. Ich finde jedoch, dass wir den weiblichen Tüpfelhyänen einiges voraus haben.

Hyänen geben ganz schreckliche kreischende Laute von sich. Das können wir Frauen aber auch. Bevorzugt dann, wenn wir unter uns sind. Dann sitzen wir mit Prosecco auf der Couch, gucken „Men in Trees“ und das ganze Wohnzimmer ist übersät mit Kleiderbergen. Wenn es uns schlecht geht, weil uns beispielsweise das männliche Geschlecht in irgendeiner Weise wurmt, prahlen wir nicht mit unserem Scheinpenis, sondern begeben uns erstmal auf eine ausgiebige Shoppingtour. Als taktisch klug erweist sich der Schlussverkauf in einen der umliegenden Outlet-Stores. Da können wir uns mit den Geschlechtsgenossinnen brutalst um unsere Beute streiten. Wenn man dann nachmittags erhobenen Hauptes das Outlet verlässt und einen letzten Blick über das hysterieumwogte Schlachtfeld streifen lässt, weiß man sein Tagwerk noch mehr zu schätzen.

Wieder Zuhause angekommen, beglückwünschen wir uns stolz zu unseren Schnäppchentrephäen, schlüpfen in die besten Fummel und tigern - eine Flasche Prosecco später - in einen netten Tanzladen, um unsere Beute zu stellen. Tut mir leid, liebe Tüpfelhyänen, aber wir sind einfach *more sexy* als ihr grauen, sabbernden Viecher. Da verzichten wir auch gern auf euren Scheinpenis.

In Sachen Männerwahl stimme ich geschmacklich den Tüpfelhyänen weitestgehend zu. Wir stehen auf Softies und nicht auf Machos. Wer steht schon auf ruppige Idioten? Wir lassen uns zwar erst gern machomäßig umgarnen, aber selbst die größten Machos entpuppen sich doch früher oder später als ziemlich soft. Wenn sie ganz blass beim Anblick einer Spinne werden. Wenn sie sich beim Fußball verletzt haben und den restlichen Tag ganz viel herumjammern, bekocht und umsorgt werden wollen. Wenn sie mit großen leuchtenden Augen auf Mamas selbst gemachtes Hühnerfrikassee oder Gulasch aus der Tupperdose blicken. Solange sie im Schnitt nicht mehr heulen als wir (das gilt auch, wenn der Lieblingsverein absteigt!), ist aber alles paletti. Eine Prise Machosein gehört eben dazu. Romeo ist tot. Hey Süße, komm in meine Arme.

Ein letzter Punkt: Die stilvolle Abfuhr. Weibliche Hyänen schicken ihre unliebsamen Aggro-Verehrer in die Wüste - und zwar wortwörtlich. Sie müssen nämlich das Rudel auf Nimmerwiedersehen verlassen. Bei uns ist es ähnlich: Gelegentlich heißt es schlicht „Und tschüs!“ und damit ist dann glasklar, dass der Typ nur



noch bei meiner Clique vor der Tür zu stehen braucht, wenn er eine gelbe Uniform am Leib und einen Stapel Ebay-Pakete unterm Arm trägt.

Offen gestanden schicke ich meinen lieben Freund jedoch auch regelmäßig in die „Wüste“. Jeden

Sonntagabend um 20 Uhr. Dann muss er mit knuspriger Pizza (von Arnaldo) in Osnabrücks geilstem Stadtteil vor meiner Haustür stehen und mit mir kuschelnd auf dem Sofa meinen Lieblingskrimi gucken.

# Ich sehe was, was Du nicht siehst...

von Penelope Proust | Illustration: Christian Reinken

## ...sagt der Kunstkritiker zum Kulturbaustein:

„Das vorliegende Bild lässt sich stilistisch eindeutig dem Jahr 2009 zuordnen. Man erkennt deutliche Tendenzen einer Melange von Bauhaus- und Impressionismus-Stilelementen, betrachtet man die gerade Formation oberhalb des Kopfes und die Punktierung der Augenpartie. Hier wird offensichtlich auf die widerspenstigen Wesenszüge der Zeit des Bildes angespielt, der Konflikt zwischen Emotionalität und Rationalität steht eindeutig im Vordergrund. Das zentrale Thema der Frau mit der Flasche problematisiert zunächst den femininen Alkoholismus, der besonders stark mit dem Konsum von Musik im Zusammenhang steht, die als blutrünstig und destruktiv eingestuft werden kann. Hinweise darauf geben die Kassettenelemente an der Halspartie und die tropfenartigen Formate am Haupt der zentralen Figur. Der leere Blick der Hauptperson, die durchtrennte, kabelartige Schnur, die die Teile der ‚rationalen‘ Kopfpartie miteinander verbindet, problematisiert den inneren Konflikt des alkoholkonsumierenden Mädchens: saufen oder nicht? Die Zunge im oberen Drittel des Bildes verdeutlicht den stärker imperativen Charakter des Ölgemäldes und appelliert an den ‚Rolling Stone‘ im Betrachter. Der Verfasser bezieht mit gleich zwei Attributen zum Alkoholismus unter Frauen deutlich Stellung. Die Zunge im Zusammenhang mit dem aus einer Kiste springendem Spielzeug erinnert den Leser daran, wie viel Freude Alkoholkonsum für den menschlichen Blutkreislauf bereithält. Abgerundet und in seiner Deutlichkeit verstärkt wird diese tiefenpsychologische Betrachtungsweise durch den hier nicht dargestellten Titel des Bildes „Prost“.

...sagt der Religiöse zum Ungläubigen: „Dargestellt ist Maria bei ihrer ersten religiösen Erfahrung. Ihr Kopf ist ganz durcheinander, die Synapsen durchtrennt, alles schwirrt durcheinander, sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Irgendwo aus der Ferne bemerkt sie einen göttlichen Ursprung in ihrem Körper, da schau, siehst du nicht ganz oben rechts den Quell ihres Glücks! Und als sie Gott schaut, versagen die Maschinen, die sie vorher wie

ein Automat durchs Leben geleitet haben. Betrachte nur die Kassette, aus der das Band herausquillt! Und da sie von dieser Erfahrung erstaunt, aber auch, im wahrsten Sinne des Wortes, begeistert ist, erfährt ihre Lippe ein Taubheitsgefühl, das nur durch höhere Mächte erklärbar ist. Hinweise auf den göttlichen Charakter des Bildes gibt auch die Zunge, die in ihren Kopf eindringt. Wie die Pfingsterfahrung der Jünger, bei denen der heilige Geist in Zungen auf sie herabfiel, erscheint auch hier wieder das Motiv der Erkenntnis. Die Blutropfen erinnern an den weniger friedlichen Teil der Heilsgnade, ganz unblutig ging es ja nun niemals zu bei diesen Offenbarungen, was?! Ach ja, und das kleine Detail im unteren Bereich des Gemäldes, die Flasche in der Hand der Maria, so mutmaßen Kunstkritiker, wurde nachträglich von einem Ketzer hinzugefügt. Dafür spricht auch der Titel des aus der evangelikalen Kirche Amerikas stammenden Bildes „Holy Stuff“.

## ...sagt der Politische/die Politische zum/zur NichtwählerIn:

Das Bild veranschaulicht die Problematik des Politischen in Wahlkampfzeiten. Auf der einen Seite, dargestellt durch die Rechtecke im Kopf der HauptpersonIn und die abstrakte Andeutung von kühler Rationalität, Taktik und Strategie, zeigt es die theoretische Regelmäßigkeiten und Strukturiertheit des politischen Wandels, die durch die wirren, unregelmäßig angeordneten Formen und Zeichen im anderen Teil des Kopfes kontrastiert werden. Die emotionale Wahlkampfeschlacht, dargestellt durch diesen Teil, besonders auch durch die Blutropfen, will die existentiell und moralisch fragwürdigen Ebenen des Politischen darstellen. Die Zunge im ‚konfusen‘ Teil des Bildes repräsentiert die allgemeine „Leck mich am Arsch“-Haltung der (Nicht-/Falsch-)WählerInnen, die sich weder um die Rationalität des Politischen (linke Bildseite) noch um die Kontextbedingungen (Flasche und Ornamente im Hintergrund) kümmern, und ausschließlich mit dem Spaß (dargestellt durch die Sprungfeder) in der Kiste hocken. Der Künstler galt als apolitisch und monarchisch veranlagt, das Bild mit dem Titel „Arschlecken im Wahlkampfdschungel“ wurde zu Zeiten der französischen Revolution auf den Index gesetzt.

...sagt der Prolet zu sich selbst: „Wat soll da schon zu sehen sein? Da hat sich ’n Mädle ’ne kaputte Flasche in die Fresse gehauen und dreht jetzt am Rad.“



# LOST & BROKEN

von Steffen Elbing



# SEINE VERWANDSCHAFT KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN...



Kommunikaze ist seit 2003 das erste Haus am Platz für facts & fiction und zum Veröffentlichen von Selbstgeschriebenen. Kommunikaze gibt es als Buch zu kaufen, live bei Lesungen zu hören und zu sehen, im Internet und alle drei Monate kostenlos zum Mitnehmen auf den Mensatischen.

Kommunikaze fragt nach.

Schonungslos.  
Investigativ.  
Möglicherweise ganz gut.



# SEINE LIEBLINGSZEITSCHRIFT SCHON!

[WWW.KOMMUNIKAZE.DE](http://WWW.KOMMUNIKAZE.DE) LESEN, SCHREIBEN, ZUHÖREN, FAN WERDEN

## Was ist eigentlich, wenn ich im Studijob mal krank bin?!

## Und was muss ich beachten, wenn ich ein Praktikum machen möchte?

Für jobbende Studierende gibt's bei uns kostenlos Tipps, Beratung und Infos zu

- ▶ Kranken- und Rentenversicherung
- ▶ Minijob, Studijob, Honorarjob
- ▶ Praktika
- ▶ Arbeitsvertrag, Lohn, Urlaub, Befristung, Kündigung
- ▶ Steuern

Unsere Sprechzeiten  
findest du hier:

[www.hib-os.de](http://www.hib-os.de)

Du erreichst uns unter:

[hib.osnabrueck@dgb.de](mailto:hib.osnabrueck@dgb.de)

HochschulInformationsbüro der Osnabrücker Gewerkschaften, August-Bebel-Platz 1, 49074 Osnabrück

**hib**  
Osnabrück

# Die Lücke

von Jörg Ehrnsberger | Illustration: Christian Reinken

Mit uns war das so wie mit dem U-Bahn Fahren. Als es neu war, war alles aufregend. Die Stimme aus den Lautsprechern, die einem sagt, wo man ist. Die einem sagt, wo die Reise hingehet. Die Mitreisenden. Und es gibt in der U-Bahn ganz schön komische Mitreisende. Aber das war egal. Wir waren zu zweit. Uns konnte keiner.

Der Blick aus dem Fenster der U-Bahn. Dunkel. Dunkel. Dunkel. Und dann: Aus der Dunkelheit, durch die wir rasten, springt vollkommen überraschend und immer wieder neu das Licht der nächsten Station. Mit allem, was sie zu bieten hatte: Kiosk, Menschen, Werbung, Sitzbänke. Irgendwie immer gleich, aber auch irgendwie immer wieder neu. Und du und ich. Und wir freuten uns. Was auch immer passierte, war egal. Denn es passierte nicht mir allein. Sondern uns.

Jetzt aber sitze ich da und aus reiner Gewohnheit stehen zwei Kaffeetassen mit frischem Kaffee auf dem Frühstückstisch und manchmal schaffe ich es, mir selbst einzureden, das wäre Absicht. Ich habe immer zwei Tassen Kaffee zum Frühstück getrunken. Und wenn man den Kaffee gleich auf zwei Tassen verteilt, dann bekommt die zweite Tasse schneller Trinktemperatur. Doch fällt dann mein Blick auf den unbenutzten Teller neben der zweiten Kaffeetasse, fallen salzige Tränen in den Kaffee, und ich schütete die zweite Tasse weg.

Auch das U-Bahn Fahren ist anders. Alles ist fremd. Wenn die Bahn in die Station einfährt, mit all den Menschen, den Kiosken, der Werbung auf den Plakatwänden, die gute Laune anpreist, dann sehe ich mich in die Dunkelheit des Tunnels zurück und kann es kaum ertragen, wenn die U-Bahn ihre unterirdische Strecke verlässt und mich an all den Häusern vorbei trägt, wo sie jetzt zusammen frühstücken. Und in dem einen Haus, ich weiß welchem, aber ich schaue nicht hin,

frühstückst Du jetzt. Und ich ahne, dass auf dem Tisch vor Dir schon wieder zwei Tassen und zwei Teller und zwei Gläser Orangensaft stehen.

Als ich neulich an unserem Café vorbei kam, war es weg. Abgerissen. Das Haus links mit der Metzgerei stand noch. Der Friseur rechts davon stand auch noch. Warum, fragte ich mich. Warum gerade das Café. Warum nicht der Fleischer, bei dem wir nie Wurst gekauft hatten. Warum nicht der Friseur, bei dem wir nie zum Haarschneiden waren. Warum gerade das Café? Aber wenn ich ehrlich zu mir selbst gewesen wäre, hätte ich mir eingestehen müssen, dass ich ohnehin nie wieder in das Café gegangen wäre.

Es war das Café, das mir das kleine Loch in meinem Leben jeden Tag zeigte. Das mit der Tasse Kaffee und dem zweiten Teller bekam ich in den Griff. Ich wechselte auf Espresso und nahm einfach einen dupio. Das erschien mir passend zu meinem neuen Lebensabschnitt. Reduktion auf das Wesentliche. Die Essenz des Lebens genießen. Espresso steht für den Hechtsprung in den Tag: Aufstehen. Dem Tag ins Gesicht schauen. „Guten Morgen, Tag!“, brüllen. Den Espresso auf Ex. Und ich war bereit, es mit jedem, der mir zu nahe kam, aufzunehmen.

Das funktionierte hervorragend und ich vermisste den Latte Machiato am Morgen gar nicht. Ich konnte tun, was ich wollte. In jedem Moment meines Lebens. Ich war frei. Und so bereit wie noch nie.

Das Gefühl der Freiheit funktionierte gut und hielt immer so lange an, bis ich auf dem Weg zur Arbeit an unserem Café vorbei kam. Oder, genauer gesagt, an dem vorbeikam, was von unserem Café übrig war. Eine große Lücke.

Ich konnte zwar wegschauen, die Augen zu machen oder in den Himmel blicken, aber die Lücke blieb. Etwas in mir wusste immer, dass ich mich selbst betrog. Doch auch daran gewöhnte ich mich. Die Freiheit hat, wie alles im Leben, ihren Preis. Die Baulücke wurde nicht wieder geschlossen, sie blieb und wurde langsam von Gestrüpp überwuchert.

Mit der Zeit vergaß ich das Wegschauen. Die Baulücke wurde zum normalen Bestandteil meines Arbeitsweges. Ich integrierte die Baulücke in mein Leben. Sie störte

nicht mehr, manchmal fiel mir auf, dass das Gestrüpp braune Blätter bekam, dann war Herbst, danach kam der Frühling und die Blätter wurden wieder grün.

Es wurde besser, stellte ich im Laufe der Zeit fest. Ich konnte mittlerweile vor der Baulücke stehen, die Augen schließen und mir das Café vorstellen. Du darin, ich darin, wir an einem Tisch, glücklich. Es tat nicht mehr weh. Ich war zufrieden mit meinem Fortschritt. Ich konnte das immer länger.

In den Zeitungen steht immer, man braucht die Hälfte der Zeit, die eine Beziehung gedauert hat, um sie hinterher zu verarbeiten. Gerechnet vom Zeitpunkt der Trennung. Vorher anfangen zählt nicht. Ich hatte die Lücke in mein Leben integriert. Was am Anfang wackelig war, weil plötzlich etwas fehlte, suchte sich im Laufe der Zeit einen anderen Halt. Die Lücke wurde die Stütze in meinem Leben.

Und noch einmal braune Blätter und noch einmal grüne Blätter später, das U-Bahn Fahren war inzwischen

bloß noch langweilig, weil der Ausblick aus den Fenstern sich niemals änderte, änderte sich ganz etwas anderes

Ich war ganz in Gedanken und merkte kaum, dass ich schon in der Straße war, da fiel mein Blick auf die Lücke, und vielleicht, weil ich gerade so in Gedanken war, blieb mein Blick nicht wie sonst immer an ihr hängen, sondern ging durch sie hindurch und fiel, einem verwirrten Sonnenstrahl gleich, auf die Häuserreihe, die dahinter stand. Ich blieb stehen und schaute ein zweites Mal hin. Ich hatte sie nie gesehen. Und doch war sie wohl schon immer da gewesen. Ich stand da und konnte es kaum fassen.

Ich stand da und staunte, und erst Tage später stieg ganz langsam in mir die Frage empor, ob es da noch andere Parallelen zwischen der Baulücke und meinem Leben gab, die ich nur bisher nicht wahrgenommen hatte.



# Schreiben wie Nehren, oder: Zerbombte Rosinen

von Finn Kirchner

Ich liege auf meinem Auto und schaue die Landebahn von Tempelhof entlang. Früher lagen wir hier häufig zusammen und sahen den Fliegern beim Start zu. Jetzt startet kein Flieger mehr und du bist weg. Unsere Maschine hatte eine Bruchlandung.

Wir sagten immer, dass wir füreinander bestimmt sind. Es fühlte sich natürlich an. Die Zivilisation der Großstadt war unsere Benutzeroberfläche, auf der wir unseren natürlichen Trieben nachgingen. Du warst meine exe-Datei, ich war dein AutoRun. Ich war dein Dschungel und du mein primitives Naturvolk. Im Sommer, als wir im Sandkasten des Kinderspielplatzes lagen und uns vorstellten, es sei der Strand einer Südseeinsel. Die Leute schauten komisch, aber das war uns egal. Oder wie wir nachts nackt an der Spree saßen, und du Purzelbäume schlugst, als ein Ausflugsschiff vorbei

kam. Oder wie wir uns im Morgengrauen auf dem Heimweg vom Club liebten. Im Unterholz im Park, und der Specht klopfte. Jetzt studierst du in einer anderen Stadt und sagst, dass eine Fernbeziehung nichts für dich ist. Die Zivilisation hat dich eingeholt. Keine Luftbrücke.

Der Flughafen Tempelhof ist dicht. Nichts ist vorgefallen, kein Unglück passiert. Die Landebahnen sind noch da und die Flugzeuge auch, aber per Beschluss dürfen sie hier nicht mehr landen. Sie landen jetzt woanders, das Areal ist unbrauchbar. Kontaminierter Boden, Nachnutzung ungewiss. Dass der Flughafen während der Blockade die Organismen dieser Stadt am Laufen hielt, ist einen Scheiß wert, weniger noch: einen Dünnschiss. Von zu vielen Rosinen.

Ich schaue die Landebahn entlang. Die Natur kann sich das Areal nicht zurückholen, niemals wird Gras durch die meterdicke Asphaltdecke dringen. Ein für allemal ist das Leben zum Zwecke einer Landemöglichkeit von hier verdrängt worden. Meine Boeing darf nicht mehr auf deinen Landestreifen sinken.

Ich setze mich in mein Auto, durchbreche den Zaun und fahre auf die Piste. Auf und ab, auf und ab fahre ich, aber es gelingt mir nicht, abzuheben.

# Wir feiern!



Zweitausendeins wird 40.  
Und zur Feier gibt es eine neue Taschenbuch-Reihe.  
Mit Charles Bukowski. 439 Gedichte:  
990 Seiten. Nur 8,90 €.

In Osnabrück exklusiv bei

**Buchhandlung zur Heide**

abcdefghijklmnopqr  
stuvwxyzurheide

Osterberger Reihe 2-8 | Osnabrück | Telefon 0541-350 88-0

[www.buch-zur-heide.de](http://www.buch-zur-heide.de)

# BOOT BOO HOOK

von Kalle Kalbhenn



Das Boot Boo Hook ist ein kleines Festival. Es dauert zwei Tage und hat drei Bühnen. Grundsätzlich geht es beim Boot Boo Hook um Live-Musik und alles findet mitten in Hannover statt, mitten im schönen Stadtteil Linden, der an guten Tagen an Kreuzberg erinnert und an schlechten Tagen auch. Im besagten Stadtteil Linden steht das Kulturzentrum Faust, das dem Festival eine gute Herberge ist. Auf dem Vorplatz der ehemaligen Fertigungshallen, eingerahmt von großen, schlanken Fichten und ebenso großen, ebenso schlanken Fabrikschornsteinen spielen *Kettcar*, *Fehlfarben* und ein paar andere Bands, von denen man schon mal was gehört hat, auf der Hauptbühne. Beim Betrachten der Szenerie und ihrer Besucher und der T-Shirts ihrer Besucher beschleicht einen die leichte Vorahnung, dass hier eigentlich alle nur auf *Tocotronic* warten.

Die Band aus Hamburg betritt die Bühne und im Fotografen macht es sich bemerkbar, dass die Spiegelreflex noch zu Hause liegt bzw. dass es nie eine Spiegelreflexkamera gab, die noch zu Hause liegen könnte. Die kleine Digitalkamera verliert nach drei Fotos ihre Batteriekraft, und natürlich gucken die Fotografenkollegen irritiert bis erbost zur Handykamera herüber. Bessere Fotos von Dirk von Lowtzow und Kollegen als die, die diesem Artikel beiliegen, werden auch sie nicht gemacht haben. *Tocotronic* wiederum spielen ein 90 minütiges Best-Of ihrer bewegten Bandgeschichte, das sich total gut dazu eignet, sich daran zu erinnern, was man gerade gemacht hat, als man die Lieder zum ersten Mal gehört hat. Plötzlich sind sie wieder da, die Jugend und der Radiosender Einslive. Wie damals auf Einslive geht es auch diesen Freitag weiter. Auf Einslive kam nach *Tocotronic* irgendwann *DJ Mike Lit* mit Einslive Cruisen, es wurde elektronischer. So auch in Hannover Linden auf dem Boot Boo Hook. Die dänischen Elektrorocker *Veto* geben ein sehr kurzes, dafür umso besseres

Konzert. Die kleine Halle ist dem Ansturm nicht gewachsen, aber die Musik entschädigt dafür, dass es total heiß ist und man keine Luft bekommt. *Veto* machen per Drum-Computer einen Aufguss nach dem Anderen und die Temperatur in der Elektro-Sauna steigt ins Unermessliche.

Über Nacht schreibt dann *LindenLinda* ins Gästebuch des Festivals: „*Wie sieht es denn eigentlich mit freiem Eintritt für Anwohner aus? Ich meine, die Leute pissen uns ja jetzt schon vor die Tür und ans Auto... Ekelhaft. (...)*“

Ob *LindenLinda* Samstag mit einer Freikarte für die Höllenqualen entschädigt wurde, ist nicht belegt. In Anbetracht ihres Pseudonyms ist davon auszugehen, dass sie sich *Kettcar* angesehen hätte. *Kettcar* wollten alle sehen. Zum Glück gab es parallel ein Alternativangebot, aber wieder war die kleine Halle dem Ansturm nicht gewachsen, und weil dann doch nicht alle *Kettcar* sehen wollten, herrschte wieder die bereits erwähnte Saunaatmosphäre, als das Berliner Künstlerkollektiv *Bonaparte* verummt die Bühne betrat. Auf die rhetorische Frage, „Do you wanna party with the Bonaparte?“ antworteten sehr viele Menschen zustimmend. Dann sangen alle zusammen „*Anti, Anti*.“ Wogegen? Egal.

Stunden vorher war es nicht so egal, wofür oder wogegen man war, als die Band *Herpes* aus Berlin/Stockholm (im Verhältnis drei zu eins für Berlin) in einem intensiven 23 Minuten-Auftritt ihre politische Message, in punkverdächtigem Elektrorock verpackte, in dem sehr kleinen, dafür umso intimeren Mephisto, unter die Zuschauer brachte: „Nimm deine Zunge aus meinem Mund, ich kriege Herpes. Nimm deine Oma von der Veranda, ich kriege Herpes. Wir brauchen mehr Gewalt!“ Im Interview erzählte der Sänger, wie furchtbar langweilig er Stockholm findet und dass die größte Sorge der Band sei, einen bezahlbaren Proberaum in Berlin zu finden, und wenn man ihn dort vorne auf der Bühne so sieht, hofft man insgeheim, dass diese Band nie einen Proberaum bekommt, weil sie genau so, wie sie ohne Proberaum, auf der Suche nach einem Proberaum, spielt, absolut super spielt.

Den Abschluss des Samstages, an dem man sich erfolgreich vor *Kettcar* und Consorten drücken konnte, ohne dass einem langweilig wurde, bildet das



Konzert des total präventösen Schwedenduos *Dial M for Murder*. Die beiden Jungs aus dem Norden des Schwedenäquators erzählen im Gespräch, dass sie gerade aus irgendwo in Dänemark kommen, am liebsten in Deutschland spielen würden, am allerliebsten auf dem Boot Boo Hook. Sie sind mit dem Zug angereist. Der eine der beiden hat im Zug ein Sachbuch gelesen, der andere Beat-Literatur. Das Plattencover der aktuellen LP, sagt der eine von den beiden, haben sie letztes Jahr nach dem Boot Boo Hook total betrunken im Hotelzimmer aufgenommen. Dieses Festival ist also tauglich zur Ikonenbildung. Jede weitere Frage beantworten beide, und zwar unabhängig davon, ob die Antwort zur gestellten Frage passt, damit, dass ihnen die Atmosphäre in der Musik total wichtig ist. Dann sagt der andere von den beiden, dass er auf Klo müsse und verschwindet Backstage. Der anschließende Auftritt ist stilistisch und musikalisch 1 A. *Dial M for Murder* haben sich Spiralkabel gekauft und sehen damit auf der Bühne total gut aus. Ihre Musik klingt nach *Editors*, *Depeche Mode* und *Alfred Hitchcock*. Man merkt den beiden an, dass ihnen die Atmosphäre total wichtig ist.

Das Gute am Boot Boo Hook ist seine Urbanität. Man ist schnell zu Hause und kann in seinem eigenen Bett schlafen. Zelten kann man zwar auch, direkt an der Leine, und alle, die das machen, sind total begeistert und finden es ganz schön, aber heute muss es irgendwie nicht sein.



# DIE LETZTE SEITE



## Demnächst im Buchhandel:

Falls jemand noch Detailfragen hat oder gerne noch mal die Definition nachlesen würde...

## LETZTE WORTE:

Für alle, die es noch nicht gemerkt haben, sei an dieser Stelle noch einmal erwähnt, dass die aktuelle **Kommunikaze** nicht nur im Inneren mit allerlei skurrilen Bildchen aufwartet: Auch fürs Cover der Ausgabe haben wir uns was Besonderes ausgedacht: Insgesamt vier verschiedene Motive - jeweils eines von jedem unserer Illustratoren **Christian Reinken**, **Alice Social**, **Steffen Elbing** und **Mia Hague** gestaltet - zieren die gesamte Auflage. Das macht den Besitz aller vier Varianten natürlich unvermeidlich für alle Fans und Sammler - wenn wir denn Fans und Sammler hätten...

Totgesagte leben länger: Schon lange erfüllte es uns mit Sorge und Bedauern, dass die uns in tiefer Freundschaft verbundene *Initiative zur Förderung des Tischfußballs an der Universität Osnabrück*, kurz **Fötisch**, nichts mehr von sich hören ließ. Doch das ist nun vorbei: Wie Fötisch... verzeihung Phönix aus der Asche erhebt sich die Initiative wieder und beschert uns allen **am 10. und 11. November** den langersehnten nächsten **MENSA KICKER CUP**. Unter der Ägide der Organisationstalente **Kalbhenn**, **Hillen** & **Vogel**. Was soll da noch schiefgehen? Mehr Infos unter [www.foetisch.de](http://www.foetisch.de)

Und schließlich ist dann ja in absehbarer Zeit das Jahr auch schon wieder vorbei, aber was soll's: Eine neue Regierung ist ja (hoffentlich) gewählt, die Finanzkrise ist - je nachdem, wen man fragt - gänzlich überwunden oder hat noch gar nicht richtig angefangen. Und genug **Kommunikaze**-Ausgaben sind 2009 auch erschienen. Sollte also wider Erwarten die Welt nicht am 31.12. um 0.00 Uhr untergehen, startet das **Team Kommunikaze** ab dem 01.01. um 0.01 Uhr ins achte Jahr seines Bestehens. Bis dahin wünschen wir aber erst mal noch ein schönes Restjahr!

**Kommunikaze 35 erscheint Mitte Januar 2010**  
Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 20. Dezember 2009

## IMPRESSUM

Kommunikaze  
Zeitschrift für facts & fiction

### REDAKTION:

Jan Paulin  
Darren Grundorf  
Stefan Berendes (ViSdP)  
Anna Groß  
Kalle Kalbhenn  
Olker Maria Varnke  
Tobias Nehren  
Penelope Proust  
Steffen Elbing  
Finn Kirchner  
Judith Kantner

### GASTAUTOREN:

Urs Ruben Kersten  
Frederik Vogel  
Jörg Ehrmsberger

### FINANZEN:

Volker Arnke

### LAYOUT/SATZ/GRAFIK:

Stefan Berendes

### BILDQUELLEN:

[www.photocase.com](http://www.photocase.com)

### COVER:

Mia Hague  
Alice Social  
Christian Reinken  
Steffen Elbing

### ILLUSTRATIONEN:

Christian Reinken  
Steffen Elbing  
Mia Hague

### LEKTORAT:

Volker Arnke  
Dorothee Schnackenberg  
Stefan Berendes

### DRUCK:

Druckerei Klein, Osnabrück  
Tel. 0541/596956

### AUFLAGE:

1.100 Exemplare

### REDAKTIONSANSCHRIFT:

c/o AStA der Universität OS  
Alte Münze 12  
49074 Osnabrück  
[info@kommunikaze.de](mailto:info@kommunikaze.de)  
[www.kommunikaze.de](http://www.kommunikaze.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Falls in dieser Ausgabe unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

# Service rund um's Studium

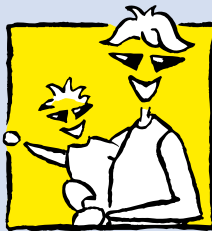
Studien-  
finanzierung



Studentisches  
Wohnen



Kinder-  
betreuung



Hochschul-  
gastronomie



Kultur und  
Kommunikation



Psychosoziale  
Beratung





Machen Sie es sich leichter, mit dem OLB-Studentenpaket können Sie sich auf das Wesentliche konzentrieren: Ihr Studium.